Unsere Heimat

Beilage zur Köslinner Zeitung

Nr. 10 Mittwoch, den 12. Juli 1933 Nr. 10

Der berühmte Physiker Rudolf Clausius ein gebürtiger Kösliner

Von Dr. phil. Günther Kittler.

Jede Stadt ist stolz auf diejenigen ihrer Söhne, die im weiten Vaterlande wegen ihrer hervorragenden Leistungen Berühmtheit erlangen. Man pflegt an ihrem Geburtshaus eine Tafel anzubringen, ihnen einen Gedenkstein zu setzen oder eine Straße nach ihnen zu benennen.

Seltsamerweise ist nun aber das Andenken an Rudolf Clausius in Köslin vollkommen vergessen, obgleich er wohl der einzige Kösliner ist, dessen Name nicht nur in Deutschland bekannt wurde, sondern sogar über Europa hinaus Weltruf erlangt hat, während die Berühmtheit anderer bedeutender Kösliner, wie Joh. Micraelius oder C. A. Lorenz auf Deutschland beschränkt blieb. Dies liegt wohl daran, daß das Arbeitsfeld Clausius' in Gebieten liegt, für die nur prozentual wenige Menschen, die Fachleute, größeres Interesse zeigen. Zum Beispiel ist es zwar für jedermann von Wichtigkeit, daß es Dampfmaschinen Dynamomaschinen gibt, daß aber ein Herr Professor Clausius aus Köslin durch seine tiefgründigen Forschungen und Ueberlegungen den maximalen Nutzeffekt einer solchen Wärmekraftmaschine oder solchen elektrischen Motors berechnete und dadurch eine weitgehende Verbesserung dieser Maschinen ermöglichte, ist für den Laien nicht von Interesse.

Da auch die Heimatblätter der K. Z. bisher keine Biographie dieses Mannes gebracht haben, soll im Folgenden eine solche gegeben werden. Zu Grunde wird dabei — stellenweise wörtlich — eine Rede gelegt, die Ed. Riecke am 1. 12. 1888 als Nachruf der wissenschaftlichen Welt beim Tode eines ihrer hervorragenden Mitglieder in der öffentlichen Sitzung der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen gehalten hat.

Rudolf Julius Emanuel Clausius wurde am 2. Januar 1822 in Köslin als eins der jüngeren unter den achtzehn Kindern des Regierungsschulrates und Seminardirektors Clausius geboren. Sein Vater zog später nach Ueckermünde, wo er als Pfarrer und Superintendent eine Ruhestelle erhalten hatte. Dort unterrichtete er seinen Sohn Rudolf zunächst selbst und schickte ihn erst in den beiden letzten Jahren seiner Schulzeit auf das Gymnasium nach Stettin. Im Jahre 1840 wurde er in der Berliner Universität immatrikuliert und schwankte zunächst zwischen einem Studium der Mathematik und Physik, für welche Fächer er besonderes Talent schon als Schüler bewiesen hatte, und der Geschichtswissenschaft. Er hörte mit Eifer die geschichtlichen Vorlesungen von Ranke, wurde aber dann doch mehr und mehr zu den Naturwissenschaften getrieben, worin Dirksen, Ohm, Dirichlet, Steiner, Dove und Magnus seine Lehrer wurden. Sehr lange konnte er seinen Universitätsbesuch nicht ausdehnen, da sein Vater für die übergroße Familie zu sorgen hatte. So nahm er 1843 eine Hauslehrerstelle an; schon 1844 wurde er Lehrer am Friedrich Werderschen Gymnasium in Berlin. Nebenbei konnte er nun seine Studien fortsetzen; er machte 1848 in Halle sein Doktorexamen mit einer Arbeit aus der Optik. Die Gymnasialstelle gab er 1850 auf, als ihm ein Ruf als Lehrer der Physik an der kgl. Artillerie- und Ingenieurschule größere Muße zu eigenen wissenschaftlichen Arbeiten gab. Er habilitierte sich zugleich auch an der Berliner Universität, von wo er 1855 einen Ruf als Professor der Physik am neu gegründeten Polytechnikum in Zürich annahm.

Redensarten beim Kartenspiel.

1. Dat is ener, de nimmt vom Alter. 2. Hei is hinner sien Schnär Brot hinnerher. 3. Hei is so na sich, wie de Düwel na ne Seel. 4. Zug, zug, Tied vasüme, is kein Brot bespoare. 5. Kleine driewet groote (d. h. Trümpfe). 6. Beim Solo (Grand) spielt man Aesse, und wenn man keine hat, hält man die Fresse. 7. Tru de Düwel de Poape.

Aus Kutzer.

1857 erhielt er auch eine Professur an der Universität Zürich. Im Jahre 1859 vermählte er sich mit Adelheid Rimpau. 1867 wurde er an die Universität Würzburg, 1869 an die Universität Bonn berufen. Hier blieb er bis zu seinem 1888 erfolgten Tode, obwohl die Universitäten Straßburg und Göttingen ihm lockende Anerbietungen machten. Den Krieg 1870—71 machte er als Führer eines Nothelferkorps mit. Im Jahre 1881 fand in Paris ein internationaler Kongreß der Elektriker statt, bei dem die Leistungsverbesserung der elektrischen Maschinen zur Debatte stand. Clausius wohnte dieser Tagung als einer der Abgesandten des Deutschen Reiches bei. Im Jahre 1875 war seine erste Gattin gestorben; Clausius heiratete 1886 zum zweiten Mal, zwei Jahre vor seinem Tode. Clausius' Bedeutung faßt Riecke in dem oben genannten Nachruf folgendermaßen zusammen: „Wenn eine späte Nachwelt hören wird von der Geschichte unserer Zeit, so wird sie uns beneiden, daß wir Zeugen gewesen sind der größten Taten, der wunderbarsten Entwicklungen, welche das deutsche Volk gesehen hat; sie wird staunen über die Fortschritte der Technik, die Umwälzung der Verhältnisse des Verkehrs und Erwerbes, sie wird mit Bewunderung blicken auf die großen Entdeckungen, deren sich vor allen die Naturwissenschaft zu rühmen hat. Unter den leuchtenden Namen, an welche sich die Erinnerung knüpft, wird dann auch der Name Clausius nicht fehlen."

Das Wichtigste an einer Biographie sind ja im allgemeinen die Werke des behandelten Mannes. Doch ist es in diesem Rahmen unmöglich, auch nur eine Andeutung der gesamten Forschertätigkeit von Rudolf Clausius hier zu geben, die er in rund 150 größeren und kleineren Abhandlungen und Büchern veröffentlicht hat. So will ich mich darauf beschränken, an einem einzigen Beispiel seine Forschung zu erläutern.

Clausius' Hauptinteresse galt der Wärmelehre. Die Anschauungen über das eigentliche Wesen der Wärme haben sich nicht zum wenigsten durch Clausius selbst während seiner Wirksamkeit geändert. Unter den mannigfachen Eigenschaften der Wärme schien für die Deutung ihres Wesens kaum eine wichtiger zu sein als die einfache Tatsache, daß bei der Berührung verschieden warmer Körper die Wärme stets von dem Körper mit höherer zu dem Körper mit tieferer Temperatur übergeht. Also, schloß man, müßte Wärme etwas sein, was bei gleichbleibender gesamter Menge einer verschiedenen Verteilung auf die im Raum zerstreuten Körper fähig ist. Man nahm daher bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein an, daß die Wärme eine ätherisch feine, unsichtbare und unwägbare Flüssigkeit, das „Caloricum", sei, die bei Berührung zweier Körper miteinander von dem einen auf den anderen übergehen könne. Aufnahme dieses Stoffes bedeute Erwärmung, Abgabe bedeute Abkühlung. Diese Anschauung, die uns heute sehr primitiv erscheint, wurde erst durch die Arbeiten des Heidelberger Arztes Robert Mayer, durch den Engländer Joule, Helmholtz, den Franzosen Carnot und Clausius beseitigt, und es entwickelte sich die „kinetische Wärmetheorie", die zuerst ausführlich von Clausius behandelt wurde. Sie ist folgender Art:

Jeder Stoff zerfällt in kleinste, mit dem Auge nicht erkennbare Teilchen, die, je nachdem, ob der Stoff aus einem oder mehreren chemischen Elementen besteht, als Atome oder Moleküle bezeichnet wurden. Diese unerkennbaren kleinen Teilchen sind auch in festen Stoffen in sich in dauernder Bewegung. Diesen Molekularbewegungen können wir ähnliche elastische Eigenschaften zuschreiben, wie bei winzigen elastischen Billardbällen: kleine Teilchen sausen mit großer Geschwindigkeit durcheinander, häufig aneinander stoßend und heftig abprallend. Diese molekulare Bewegungsenergie — sagt die kinetische Wärmetheorie — ist nun das, was wir Wärme nennen. Und aus dieser Wesensart erklärt es sich, daß sich Wärme (molekulare Bewegungsenergie) in mechanische Arbeit (äußere bewegende Kraftwirkung geordneter Massen) verwandeln läßt, wie wir es besonders bei den Dampfmaschinen ausnutzen. Wer mit naivem, ungeschultem Verstande diese Theorie der Wärme betrachtet, wird vielleicht zuerst ungläubig den Kopf schütteln und erst dann die Genialität der Forscher um Clausius bewundern, wenn er weiter hört, daß die sämtlichen erfolgreichen Berechnungen des Nutzeffekts von Kraftmaschinen auf dieser Anschauung fußen. Bei dem Uebergang von der Theorie zu den praktischen Fragen kommt Clausius zu einem Satz von fundamentaler Bedeutung, man bezeichnet ihn als den zweiten Hauptsatz der mechanischen Wärmetheorie: Mechanische Arbeit kann restlos in Wärme verwandelt wer-

den, aber der umgekehrte Vorgang, Wärme in Arbeit zu verwandeln, ist nur bei Temperaturdifferenzen und auch dann nur zu einem bestimmten Teil nutzbringend ausführbar. — Die Erkenntnisse dieses Satzes erscheinen uns heute plausibel: Wenn man den Kessel einer Dampfmaschine heizt, so wird nicht alle Wärmeenergie zur Bewegung des Getriebes verwendet, sondern ein Teil der Wärme geht dabei nutzlos verloren, daß die Kesselwandungen viel Wärme an die umgebende Luft abgeben und für die technische Ausnutzung unverwendbar machen. Clausius gibt in seinen Arbeiten Berechnungsmethoden für ökonomische Bauart solcher Dampfmaschinen.

Dies eine Beispiel Clausiusscher Forschung soll in seiner beschränkten Form in diesem Rahmen genügen. „Die wissenschaftliche Wirksamkeit eines Mannes wird getragen von demselben Grunde, auf welchem die ganze Führung seines Lebens beruht; sie ist ebenso bedingt durch seinen Charakter wie durch das Maß seiner Begabung." Abschließend möchte ich daher noch die kurze Skizze des Charakters von Clausius wiedergeben, die einer seiner Söhne aufzeichnete:

„Die Hauptcharaktereigenschaft meines Vaters war zweifellos die stolze Wahrhaftigkeit seines Wesens. In seinem Handeln und Reden hat er niemals irgendwie bedenkliche Mittel anzuwenden vermocht, und besonders in der eigenen Selbstprüfung gab er sich keinen Selbsttäuschungen hin. Daher er sich niemals zu scheuen brauchte, die Beweggründe seines Handelns aufzudecken, daher seine durch und durch vornehme Natur, daher ebenso seine seltene Bescheidenheit wie die herzliche Freude, welche er jedesmal empfand und niemals auszudrücken zu stolz war, bei einer Anerkennung seines Wirkens, daher seine Abneigung gegen jedes Halbwissen, gegen jede Oberflächlichkeit, in der er etwas Unwahrhaftes sah. Ein anderer hervortretender Charakterzug war die eigentümliche Art, wie er an jedem seiner Nebenmenschen fast nur die gute Seite sah. Ihre Fehler beachtete er kaum, und wenn er sie sah, so hatte er doch zu wohlfeilem Spott über sie nicht die geringste Anlage. Der Gesamteindruck, den er von einem Menschen gewann, ergab sich ihm aus der mehr oder minder kräftigen Entwicklung seiner tüchtigen Anlagen und wurde wenig getrübt durft das Vorhandensein dieser oder jener Mängel. Aus diesem Zuge entsprang das herzliche, liebenswürdige Entgegenkommen gegen jeden, das zu jeder Zeit ihm aus dem Herzen kam. Nur wo er Unwahrheit entdeckte, erfaßte ihn eine tiefe Abneigung."

Von den Orgeln und der Musik in der Schloßkirche zu Köslin

Von Dr. phil. Günther Kittler, Greifswald.

Namen werden uns erst wieder 1695 genannt, damals bittet der Küster Lorenz Kickebusch, der schon 40 Jahre im Dienst war, um Gehaltsaufbesserung. Er wurde im Februar 1696 pensioniert. Sein Nachfolger wurde Hans Erdmann. Zu seiner Zeit versah der Notarius Hartsch nebenamtlich den Organistenposten. Er nahm es aber mit seinen Pflichten nicht sehr genau. Wenn er in Notariatsgeschäften über Land fuhr, so hatte die Orgel Ruhe; dann stimmte der Küster mit kräftiger Stimme allein die Choräle an.

Mit der Schloßkirche brannte am 11. 10. 1718 auch die schöne Orgel beim großen Stadtbrand ab. Als die Kirche 1724 wieder aufgebaut wurde, erhielt sie ein recht bescheidenes Positiv (das ist in dieser Zeit eine kleine Orgel ohne Pedal, die nur Labialstimmen besaß). Welcher Orgelbauer diese Orgel lieferte, ist unbekannt, sie wurde (seit wann?) von einem Borchard Hermann Sinnemann gespielt. Aus Schloßkirchenakten geht hervor, daß es zu seiner Zeit keine Bestallungsurkunde des Schloßkirchenorganisten wegen „des wenigen Gehalts" gab. Herr Konrektor Kurzrock teilte mir dankenswerterweise mit, daß ihm zu dieser Zeit in Köslin nur ein Gastwirt Sinnemann bekannt sei. Es ist sehr leicht möglich, daß dieser es war, der nebenamtlich das Organistenamt verwaltete; solche Berufsverquickungen kamen in damaliger Zeit häufig vor, zum Beispiel auch in Bitterfeld haben Gastwirte von 1627 bis 1699, in Neustettin ein Schuhmacher, in Eibenstock ein Tischler diese künstlerische Tätigkeit ausgeübt.

Allzu große Anforderungen stellte man allerdings an diese Nebenberufsorganisten auch nicht, wie wir gleich aus den Anstellungsakten von Sinnemanns Nachfolger (Sinnemann war 1736 gestorben) sehen werden: Dieser, der Informator Theodor Schöneich von der Garnisonschule, hielt am 2. 12. 1736 sein Probespiel, und der kunstgewandte Marienorganist Arsandt schrieb darüber in seinem Gutachten, dem Prüfling seien zwar einige Fehler beim Spiel unterlaufen, aber wenn er nur immer fleißig übe, so könne er das wohl ausgleichen. Er empfahl, Schöneich anzustellen, was dann auch geschehen ist. Seine Bestallungsurkunde wird noch in der Schloßkirche aufbewahrt, sie lautet:

„Es soll der Organist die ihm anvertraute Orgel in guter Acht und Sorgfallt und auch selbige nebst ihren Stimmen fein sauber und rein halten, danepst sowohl an den Sonn- und Festtagen als in der Wochen zeitig zu der bestimmbten gewöhnlichen Stunde in der Kirchen sich allemahl einfinden, Choral und Figural, wie und so ofte es der darselbstige Gottes-Dienst und jederzeit Gelegenheit erfordert, selber spiehlen und aufwarten, oder da er aus sonderlicher Ehrhafft daran verhindert würde, keine anderen als tüchtige und erfahrene Leute, dadurch der Orgel kein Schaden zugefüget wird, substiniren, auch sonsten alles dasjenige, was einem fleißigen und unverdrossenen Organisten zustehet und gebühret, leisten und verrichten solle: Wogegen er an Gehalt jährlich an baarem Gelde 12 Rthlr. 12 Gr. 8 Ch. und pro 6 Fuhder Torff 1 Rthlr., Sa. 13 Rthlr. 12 Gr. 8 Ch. auch sonsten alles dasjenige zu erheben und zu genießen hat, was sein Antecehsor an Accidentien genoßen und zu erheben gehabt."

Schöneich starb im Jahre 1762. Der damalige Marienorganist Jensen schrieb ihm einen eigenartigen Nachruf, indem er an die Behörden berichtete, daß der selige Schöneich das „dortige Positiv wegen seiner Unerfahrenheit fast gänzlich verdorben habe". Nun übernahm nach vielem Hin und Her zwischen der städtischen und königlichen Behörde der Marienorganist das Orgelspiel in der Schloßkirche nebenamtlich; zunächst war es David Gabriel Jensen. Ueber die Unregelmäßigkeit der zu seinem Schloßkirchengehalt gehörigen Naturallieferungen hatte er häufig zu klagen. So erfahren wir, daß zu dem Gehalt damals folgende Naturalien gehörten: 12 Scheffel Roggen, 2 Scheffel Malz, 1¼ Scheffel Hafer, 2 Schafe, ⅔ Schwein, 5⅓ vom Achtel Butter und 8 Taler zu Kohlen.

Von den pommerschen Fischen.

Aus dem Nachlaß von Professor O. Knoop, Stargard.

Wir haben aus dem 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts drei Verzeichnisse der pommerschen Fische: das erste, aber unvollständigste, bei Thomas Kantzow bzw. in der Pomerania, Ausgabe von Georg Gaebel, Bd. II, S. 169, der zweite aus dem Jahre 1617 von Philipp Hainhofer, einem hervorragenden Augsburger Künstler und Kunstfreund, der in diesem Jahre als Berichterstatter über politische und Tagesgeschichte am Hofe des Herzogs Philipp II. in Stettin weilte, in seinem Reise-Tagebuch, herausgegeben von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde (Balt. Studien II, Heft 2, S. 44), und das dritte von dem Stettiner Magister und Rektor Johann Mikrälius im 6. Buche seines großen pommerschen Geschichtswerkes, das im Jahre 1639 zum ersten Mal erschien. Während Hainhofer sich in der Hauptsache mit der Angabe begnügt, daß die zuerst von ihm aufgezählten Fische in dem salzigen Meer, also in der Ostsee, gefangen werden, die anderen im frischen Haff und in den übrigen Seen des Landes, also in den süßen Gewässern, bringen Kantzow und Mikrälius außer den Namen noch kleine Mitteilungen über die wichtigsten Fische, die, wie es scheint, auf dieselbe Quelle zurückgehen.

Der Bericht des Mikrälius, den wir im folgenden — mit der für unsere Leser notwendigen Abänderung in der Schreib- und Sprechweise des 17. Jahrhunderts — bringen, wird auch heute noch interessieren, um so mehr, da uns als Binnenländern eine ganze Anzahl der angeführten Namen unbekannt ist und auch die anderen Mitteilungen manches Hübsche und manche volkstümliche Beobachtung überliefern.

Mikrälius spricht in Kap. 4 des 6. Buches von den zahlreichen Seen Pommerns und fährt dann (Kap. 5) fort: Daraus ist leichtlich zu ersehen, daß Pommern eins von den fischreichsten Ländern sein muß, was auch ein jeder desto mehr zugeben wird, wenn er nur die mancherlei Art Fische bedenkt, die allein in Stettin aus der Oder, dem frischen Haff und dem Dammschen See verkauft werden. Und nun folgen 68 Namen von Fischen, unter denen allerdings auch, wie auch schon bei Hainhofer, Krabben, Krebse und Taschenkrebse genannt werden.

Genannt seien zunächst die Fische, die Hainhofer allein hat. Es sind von Meerfischen: Braunfisch, Rochen, Musselen, Schaanen; von Süßwasserfischen: Eschen, Musebitter, Parmen, Pottfisch, Stese, Wittken. Unter den letzteren sind die Weißfische im allgemeinen zu verstehen. Braunfisch und Pottfisch gehören zu den Walen, und der Pottfisch ist mit Unrecht unter die pommerschen Süßwasserfische geraten. Die Esche ist ein Flußfisch, nach Kluges Wörterbuch Asche (mhd. Asche, ahd. asco; ital. lasco). Welcher ist der?

Wir geben nun das Verzeichnis des Mikrälius in derselben Reihenfolge wieder und fügen in Klammern die Namen aus der Pomerania (P.), bei Hainhöfer (H.) und bei Dähnck, Plattdeutsches Wörterbuch, Stralsund 1781 (D.) hinzu.

1. Ahle (P. Aale, H. Ahl, D. Aal).
2. Ahlmonen, wie ein Eidechs (d. i. eine Eidechse gestaltet (Salamander?).
3. Aland (P. Alland, H. und D. Alant).
4. Alandbley.
5. Barbe (H. Barben, D. Barwe).
6. Barse (D. Bars, Bors, der Barsch).
7. Biebeln (H. Bibeln, D. Bibel).
8. Biberschwantz.
9. Bitterling (ebenso D.).
10. Bley oder Brassem (P. Bleie, H. Bleier und Blassem, doch als zwei verschiedene Fische angegeben, H. Brassen, D. Blei und Brachsen.
11. Breitling (H. Bretling, D. Britling).
12. Carpen (H. Carpfen, P. Karpfen).
13. Carutzen (H. Carautzen, D. Karutze, eine Karausche).
14. Döbelen (H. Dobeln, D. Döbel, eine Fisch-Art, heißt auch Alant).
15. Forellen (P. Foren).
16. Fobias.
17. Flundern.
18. Geesen (H. Gesen, D. Geese).
19. Goldfisch (bei H. zu den Meerfischen gerechnet).
20. Graupen (H. ebenso, D. Grupen).
21. Gründlinge (H. Grundlen, D. Gründlink; in Hinterpommern Grilling).
22. Güßen (D. Günßer, eine Art Breitfisch).
23. Gützen (H. Gutzen).
24. Hechte (P. und H. ebenso, D. Hecked, Hätt. Der Grashätt ist ein kleiner Hecht aus Gräben und Teichen in Wiesen, darin er nicht die rechte Nahrung findet).
25. Hecklinge (ebenso H., D. Heslink).

Im Jahre 1793 wurde das schon fast unspielbare Positiv der Schloßkirche auf Kosten des Konsistoriums erneuert. Als Jensen 1794 starb, übernahm der folgende Kantor und Organist von St. Marien, Johann Friedrich Brenning, das Orgelspiel in der Schloßkirche, aber erst 1796 wurde er von der kgl. Domänenkammer und dem Konsistorium als Schloßkirchenorganist bestätigt. Er hatte schon im Jahre 1793 den todkranken Organisten Jensen vertreten.

Im Jahre 1805 erhielt die Schloßkirche nun wieder eine größere, vollständig neue Orgel. Leider sind hierüber keine Akten erhalten, so wissen wir nicht einmal, von welcher Firma sie gebaut wurde. Da in dem gleichen Jahre die Marienorgel von einem Orgelbauer Grünberg repariert wurde, vermutet man, daß auch die Schloßkirchenorgel sein Werk ist. Da Brenning nicht zugleich in der Marienkirche und in der Schloßkirche spielen konnte, so stellte er sich eine Hilfskraft an, mindestens seit 1805 hatte der Stadtmusikus diese Vertretung. Im Jahre 1807 hörten die Gottesdienste in der Schloßkirche auf, sie wurde als Strohmagazin und Lazarett benutzt. Altar, Kanzel und Orgel wurden damals abgebrochen. Es ist wahrscheinlich, daß 1819, als die Kirche wieder ihrer eigentlichen Bestimmung übergeben wurde, dieselbe Orgel wieder aufgebaut wurde; sicher ist es aber nicht. Nun übernahm der derzeitige Marienorganist Karl Friedrich Kummer den Schloßkirchenorganistenposten. Anfangs ließ er sich durch den Stadtmusikus Gerver vertreten; dann aber, als dieser daraufhin an das Konsistorium eine Beschwerde einreichte, wird er sich eine andere Hilfe gesucht haben. Gerver hatte nämlich geschrieben, da er, Gerver, den ganzen Schloßkirchendienst versähe, sei es eigentlich unrichtig, daß er von Kummer nur eine geringe Geldentschädigung erhalte, während dieser das ganze offizielle Gehalt mühelos einstecke. Deshalb hatte er beantragt, daß ihm hauptamtlich der Organistenposten an der Schloßkirche übergeben würde. Dies geschah indessen nicht. Erst im Jahre 1840 gab der älter werdende Kummer das Schloßkirchenamt an den Seminaroberlehrer F. Menzel ab, der ihn bereits mehrere Jahre gegen Privatvertrag vertreten hatte. Menzel wurde 1857 pensioniert. Zur Zeit seines Nachfolgers, des Seminarmusiklehrers und späteren kgl. Musikdirektors J. G. Schubert erhielt die Schloßkirche die Orgel, die noch in Betrieb ist. Die letzte Orgel muß also kein gutes Werk gewesen sein, denn als am 7. 5. 1863 in der Kösliner Zeitung eine Anzeige des Orgelbauers B. Grüneberg in Stettin erschien, daß er „ein altes Orgelwerk, von dem Herrn Orgelbaumeister Schultze (in Belgard) erbaut, mit zehn klingenden Stimmen, zwei Manualen und Pedal" billig verkaufen wollte, erwarb man dieses Werk, ließ es aber von Grüneberg um fünf Register bereichern. Diese Orgel fand einen neuen Aufstellungsort; sie kam auf den zweiten Chor gegenüber der Kanzel unter dem Turm. Sie ist, wenngleich arg veraltet, auch heute noch mit mechanischer Traktur im Gebrauch und hat folgende Disposition: Erstes Manual: Superoktave 2 Fuß, Quinte 2⅔ Fuß, Oktave 4 Fuß, Rohrflöte 8 Fuß, Viola di Gamba 8 Fuß, Prinzipal 8 Fuß, Bordun 16 Fuß, Mixtur 3fach, Manualkoppel II an I. Zweites Manual: Viola d'amour 4 Fuß, Lieblich Gedakt 8 Fuß, Salicional 8 Fuß, Lieblich Gedakt 16 Fuß. Pedal: Oktavbaß 8 Fuß, Violon 8 Fuß, Gedaktbaß 8 Fuß, Subbaß 16 Fuß, Pedalkoppel.

Zum Schluß dieser Arbeit möchte ich nicht versäumen, dem Stettiner Staatsarchiv und Herrn Pastor Jobst für Bereitstellung des Aktenmaterials zu danken.

Thüringen als altsteinzeitliches Neuland

Von Dr. h. c. Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

Bis vor kurzem glaubte man, die Altsteinzeit in Deutschland stehe der in Frankreich und Spanien an Menge und Güte des Fundmaterials beträchtlich nach, weil jene Länder in der letzten Eiszeit, die einen großen Teil der Altsteinzeit erfüllte, eisfrei waren und somit weit günstigere Lebensbedingungen boten als Deutschland, wo die Gletscher der Alpen bis zur Donau reichten und das skandinavische Eis die Norddeutsche Tiefebene bedeckte, so daß nur das Rheingebiet und Thüringen eisfrei blieben, aber, von Gletschermassen umstarrt, rauh und unwirtlich waren.

Diese Annahme wird durch zahlreiche neue Entdeckungen widerlegt. Zunächst gab es mehrfache Klimaschwankungen, sogenannte Zwischeneiszeiten, wo die menschliche Besiedlung den zurückweichenden Gletschern folgte, besonders im Alpengebiet bis zu unwahrscheinlichen Höhen (2500 Meter); ja, beim endgültigen Abschmelzen des Nordlandeises (um 8000 v. Chr.) haben sich altsteinzeitliche Siedlungen, wie die neuesten Funde zeigen, bis nördlich von Hamburg vorgeschoben. Aber auch für die eiszeitlichen Perioden ergibt sich jetzt in West- und Süddeutschland sowie in Thüringen eine zunehmende Anzahl von Höhlen- und Freilandstationen, deren Fundstücke denen der klassischen franko-kantabrischen Fundplätze kaum nachstehen. Nur die berühmten Höhlenmalereien fehlen bisher in Deutschland.

Vor allem verspricht Thüringen, ein Neuland der Altsteinzeit zu werden. Seine Bach- und Flußtäler mit ihren steilen, höhlenreichen Kalksteinwänden boten günstige Wohngelegenheit und zugleich ideale Jagdgründe. Auch der Feuerstein, den die Eiszeitjäger für ihre Waffen und Werkzeuge brauchten, steht überall an. Der 1926 begründete Thüringer Höhlenverein hat sich die Ausgrabung dieser Stationen zum Ziele gesetzt, und die bisherigen Anfänge sind vielversprechend.

In den Höhlen, auf denen die malerische Burg Ranis bei Pößneck thront, werden jetzt altsteinzeitliche Funde gemacht, und nicht weit davon, bei dem Dorf Döbritz, wurde schon vor Jahren eine Madeleinehöhle, die Wüstenscheuer, mit reichem Fundmaterial entdeckt. Ihr folgt nun in nächster Nähe die Kniehöhle, die Martin Richter aus Neustadt a. d. Orla entdeckt hat und seit 1932 ausgräbt.

Solche Grabungen erfordern gewissenhafteste Kleinarbeit. Die Schichtenfolge ist entscheidend für Alter und Zugehörigkeit jedes Fundstückes. Mit dem Spaten und mit kleinen Handwerkszeugen wird Schicht für Schicht vorsichtig abgedeckt, jede Handvoll Erde und Gestein zweimal hintereinander auf Brettern gesichtet, jedes irgendwie belangreiche Fundstück mit Zetteln und Nummern für die Bearbeitung im Museum versehen, jedes morsche Knochenstück mit Paraffin übergossen, um es für die wissenschaftliche Untersuchung zu retten. Für jede Schicht wird ein in kleine numerierte Quadrate eingeteilter Plan angelegt, in den jedes einzelne Fundstück eingetragen wird. Auch die

---

26. Hering (ebenso P. und Gerin bei D. Bei H. Hering und S. 86 Heering oder Renthen).
27. Hornfische (H. Horenfisch).
28. Kabbelow (H. Kabelow — der Kabeljau).
29. Kaulbarse (P. Kaulbarse, H. Kulebars, D. Kulbors).
30. Krabben.
31. Krebse (D. Kräft).
32. Lächse (P. Lechse, D. Lack).
33. Lachsfahren (H. Laxforchen, D. Lacksare).
34. Lampreten (H. ebenso).
35. Makrelen (H. Macrelea).
36. Moderlöseken (H. Moderloschen).
37. Möller (D. ebenso).
38. Murenen, klein und groß (P. Marenen, H. Maroinen).
39. Neunaugen (H. Reinaugen, D. Negmogen).
40. Pitzkörner, die man lange im verstopften Glase mit Wasser halten kann (H. und D. Pitzkorn — der Schlammpeizker).
41. Plötzen (H. Plötze, D. Plotz).
42. Quappen (H. ebenso, D. Quabbe, eine Quappe, Aalquappe).
43. Rapen (P. ebenso, H. Rupen, D. Rape).
44. Roddaugen (H. Rodaugen, D. Roddogge, Rotauge).
45. Schley (D. Sly).
46. Schullen (H. ebenso, bei D. eine Art Fische, die, an der Luft getrocknet, hierher kommen und von den Flundern oder Butten nur in der Größe zu unterscheiden sind).
47. Schuppen (H. Scapen?, D. Schupp).
48. Schwapen (P. und H. Schwopen).
49. Schmerlen (P. Schmirlen, D. Smarl und Smerl).
50. Schnepel (H. Snepel, D. Snepel und Snäpel).
51. Sehlhunde (P. ebenso, H. Seehund).
52. Spreetzken (D. ebenso).
53. Steinbeißer (H. Stainbaisser, D. Steenbiters).
54. Steckerlinge (H. Steckherling, D. Steckerling — der Stichling).
55. Stockbers (H. Stockfars, wenn nicht Druckfehler).
56. Stöer (H. Stare, D. Stoer, sturio).
57. Stindt (H. Stint, D. Stint, eine Art kleiner Fische von widerlichem Geruch).
58. Steinbutten (H. ebenso, D. Steenbutte, eine Art Flundern).
59. Taschenkrebs.
60. Tobias.
61. Turne (H. Turren, D. Turn).
62. Tütschen (H. Zutschen, D. Tütsch).
63. Uckeley (H. ebenso, D. Ueckeley, eine Art Fische, die man auch Witings nennt, wohl dasselbe wie oben bei H. Wittke).
64. Wels (H. Weleß, D. Wels, amia).
65. Wolkutz (D. ebenso, H. Wolkuze).
66. Zandat (ebenso P. und bei H. Zendate, D. Zannat und Sennat, der Zander).
67. Zarten (H. und D. ebenso, P. Zerten).
68. Ziegen (H. ebenso).

Nach dieser Aufzählung fährt Mikrälius fort: Man sah vor diesem in den guten Jahren das frische Haff, in dem die besagten Fische meistenteils beschlagen werden, des Sommers mit mehr als hundert Zesekähnen oder kleinen Schifflein beziehen, die hinter sich ein Netz, das sie eine Zese nennen, herziehen, gegen und mit dem Winde segeln und damit erwerben, was ihnen der milde Segen Gottes beschert. Und man weiß, wenn vor diesem gute Fischjahre gewesen sind, daß in einem Jahr der Fürstlichen Kammer von dem sechsten Pfennig, der dem Fürsten von den Fischen auf dem Haff, und von dem dritten Pfennig, der ihm auf dem Bassamischen Wasser (d. i. das Achterwasser) gereicht wird, über 5000 Gulden zugewachsen sind. Und obwohl so jährlich eine unsägliche Menge von Fischen aus diesem Wasser gefangen wird, deren Wert, wenn sie auch gar wohlfeil verkauft werden, sich über 30 000 Gulden erstreckt, so wird doch dasselbe an Fischen nicht verwärtet. Denn wenn die Fische im Frühling laichen, treten sie aus dem Meer in das Haff, als in ein frisches Wasser, und laichen daselbst; ebenso treten sie gegen den Winter der Wärme halber auch hinein, weil es zwischen Landes liegt und nicht so rauh und ungestüm ist wie das Meer. Nach der Fischer Aussage und auch nach dem Zeugnis der alten Chroniken sind die Fische bisweilen so dicht die Swine heraufgezogen, daß man hätte eine Stange dazwischenstecken können, ohne daß sie umfiel. Bisweilen läßt sich der Fisch in so großer Menge nicht sehen und fangen, und dann fängt man meistens Lachse; und wo sie Lachse spüren, ist das ein Zeichen, daß wenig Fische vorhanden sind. Im Winter haben die Fischer große Netze, die bringen sie unter dem Eise mit Stangen und Stricken fort und beschlagen damit wohl ein Viertelweges, ehe sie es wieder ausrücken oder ausziehen. Solches geschieht auf dem Zamundschen und anderen Seen, und man weiß, daß solch ein Zug oftmals etliche hundert Tonnen Fische von zwei-, drei-, vier- oder auch wohl mehr hundert Gulden Wert gebracht hat. Zu Zeiten fangen sie auch wohl wenig, auch wohl nicht ein Auge.

photographische Kamera tritt häufig in Tätigkeit, nicht nur zur Gesamtaufnahme der Fundstätte und ihrer Umwelt, sondern auch bei jeder Schicht, in der wichtige Fundstücke zu Tage kommen oder die Verfärbung des Bodens, Feuerstellen, Werkplätze usw. anzeigt. Denn die Grabung zerstört ja den Befund endgültig, und so muß er auf jede Weise festgehalten werden.

Die durch die Gewässer der Urzeit ausgespülte Kniehöhle liegt im steilen Felshang etwa siebzig Meter über dem heutigen Talboden und etwa halb so hoch über dem der Eiszeit, d. h. die Bewohner wohnten dicht am Bachrand. Ein nach oben führender Felsspalt bildete einen natürlichen Rauchfang. Das überhängende Felsdach ist später abgestürzt und hat die ganze Hinterlassenschaft der Höhlenbewohner unter sich begraben, so daß sie sich bis auf heute unberührt erhalten hat. Denn die Höhle selbst diente nur als Schlaf- und Zufluchtsstätte; das Leben ihrer Insassen spielte sich auf dem Vorplatz unter dem Felsdach ab, der mit Schieferplatten sorgfältig abgedeckt und rechts wie links durch Windschirme geschützt war. Hier fanden sich mehrere Siedlungsschichten übereinander, sieben Feuerstellen mit Resten von Holzkohle, umgeben von einer Unmenge von Dingen aus Stein und Bein, über 2600 Werkzeuge aus Feuerstein, einige ungewöhnlich große aus Quarzit, sowie zahlreiche Geräte aus Horn und Knochen, und daneben die Reste der Jagdbeute, Knochen, Zähne und Geweihstücke der damaligen Tierwelt: Wildpferd, Renntier, Bär, Fuchs, Hase, kleines Raubzeug und mancherlei Vögel, dazu im Vorgelände zwei Werkplätze, wo die Feuersteingeräte hergestellt wurden, mit zahllosen Steinsplittern und Knollen.

Nicht nur in Frankreich und Spanien, sondern auch in Deutschland mehren sich reiche Funde aus der Altsteinzeit, namentlich in den Höhlen in der Nähe von Pößneck. Vorstehende interessante Abhandlung darüber entnehmen wir gekürzt der Juninummer von Westermanns Monatsheften. Die Zeitschrift ist in jeder Buchhandlung zu haben.

Zeitschriftenschau.

„Der Naturforscher" vereint mit „Natur und Technik". Bebilderte Monatsschrift für das gesamte Gebiet der Naturwissenschaft und ihre Anwendung in Naturschutz, Unterricht, Wirtschaft und Technik. Herausgeber Dr. Oskar Prochnow. Jahrgang 10, Heft 3, 40 Seiten Text, 4 Tafeln und 28 Textabbildungen. Preis vierteljährlich 2,50 RM., einzeln 1 RM. Hugo Bermühler-Verlag, Berlin-Lichterfelde, Bismarckstraße 3. Eine uralte Kernfrage der Flugforschung ist beantwortet durch gründliche Versuche vieler Jahre. Das Geheimnis des Segelfluges der großen Wasser- und Landvögel ist ihnen abgelauscht worden — und von den Versuchen P. Idracs dazu nimmt die große Oeffentlichkeit kaum Kenntnis: Wir können ja segeln wie die Vögel. Wirklich? In einem großen Aufsatz berichtet Dr. F. Höhndorf darüber, der Uebersetzer der Idracschen Schrift, im neuesten Heft des „Naturforschers" und zeigt, daß wohl immer die Kunst des Albatroß in der Ausnutzung der verschiedenen Windgeschwindigkeiten der Luftschichten über den Wellen den Segelfliegern unter den Menschen verschlossen bleiben wird. Außerdem enthält das Heft einen größeren Aufsatz über die Aufbereitung und Abbildung von Versteinerungen, der die unendliche Mühe ahnen läßt, die nötig ist, ein Ausstellungsstück dem Stein abzuringen. Viele Ratschläge für Naturaufnahmen geben uns die durch ihr prächtiges Buch „Waldweben" bestens bekannten Verfasser Gerhard und Wolff und zeigen zugleich Hochleistungen ihrer schwarzen Kunst. Bruno M. Klein zeigt auf einer schönen Tafel die Eiablage der Libelle Agrion puella, Prof. Moewes von der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege bespricht die neue preußische Tier- und Pflanzenschutzverordnung. Kleinere Abhandlungen über die Entdeckung des positiven Elektrons, über die Schleifen auf Blitzbildern, über Trockeneis, über unseren Kalivorrat, über neuere Forschungsergebnisse usw. zeugen von der Vielseitigkeit der so außerordentlich reich bebilderten und sorgfältig gedruckten Zeitschrift.

*

Der Agrargeographie ist das April-Heft von „Erde und Wirtschaft" (Verlag Georg Westermann, Braunschweig) gewidmet. Wie nie zuvor ist durch die Fragen der Selbstversorgung — der Autarkie — Deutschlands das allgemeine Interesse sowie die besondere Aufmerksamkeit der nationalen Regierung auf die deutsche Agrarwirtschaft gerichtet. Professor Dr. O. E. Heuser, Leiter des Landw. Seminars an der Technischen Hochschule Danzig, bringt als überaus wichtigen Beitrag zu diesen Fragen eine Untersuchung über „Die klimatische Bedingtheit der landwirtschaftlichen Betriebsweise in Deutschland". Ausführungen, die durch Karten, u. a. eine der „Niederschlagverteilung in Deutschland", in wertvoller Weise ergänzt werden. R. Busch-Zantner, München, ein Kenner des Balkans, jener für Deutschland so unentbehrlichen Ergänzungsräume, liefert zu dem Heft eine Untersuchung über die „Wirtschafts- und Verkehrsgeographie Albaniens", die ebenfalls durch Skizzen und Karten illustriert ist. Das Heft enthält auch wertvolle Buchbesprechungen, u. a. von Prof. Bernhard, Zürich, Prof. Fels, München, Dr. Neumann, Berlin, Prof. Kühn, Kiel, von ebenfalls vorwiegend agrargeographischen Werken. Die Zeitschrift liefert jede Buchhandlung für 1,50 RM. Probeheft kostenlos.

*

Deutsches Volkstum, 1. Aprilheft 1933. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. Heftpreis 60 Pfg.

Eine Zwischenbilanz der nationalen Revolution zieht Albrecht Erich Günther im Leitaufsatz des 1. Aprilheftes der bekannten Halbmonatsschrift „Deutsches Volkstum". Nach einer kritischen Uebersicht über die Hauptstadien der vollzogenen Wandlung faßt er seine Erwartungen in dem Satz zusammen: „Die Meisterfrage der Zeit ist die soziale und wirtschaftliche Neuordnung auf nationaler Grundlage inmitten eines vollentwickelten Industrielandes. Sie muß, um geschichtlichen Anspruch zu verleihen, deutsch beantwortet werden. Wer sie beantwortet, gibt Deutschland erst die volle Stärke, zu deren Entfaltung es imstande ist, und damit zugleich die Möglichkeit, die Neuordnung Europas als Aufgabe zu übernehmen, die Freiheit zu gewinnen und aus ihr das Reich zu gestalten." Der übrige Teil des Heftes ist in der Hauptsache Paul Ernst gewidmet. Der greise Dichter wurde in den Tagen des nationalen Umsturzes vom Reichspräsidenten von Hindenburg persönlich mit der Goethe-Medaille ausgezeichnet. Gerade an Paul Ernst hat das neue Deutschland das Unrecht gutzumachen, das ihm die Novemberrepublik und ihre Literatenclique mit beharrlichem Totschweigen und böswilliger Kritik angetan hat. Besonders die vergangene Theaterwirtschaft hat es verstanden, den vielleicht größten Dramatiker der Gegenwart von den Bühnen fernzuhalten. Dr. Stapel gestaltet einen eingehenden Aufsatz dieses Heftes „Ueber Paul Ernsts Dramen" zu einer wahrhaft erschütternden Abrechnung mit den vergangenen Größen der Judendiktatur auf der deutschen Bühne. Paul Ernst selbst stellt in den Mittelpunkt des Heftes ein Lebensbekenntnis, das er „Der Dichter und sein Erlebnis" nennt. Bedeutende Stellen aus einigen der großen Dramen des Dichters runden dieses Paul-Ernst-Heft zu einem überwältigenden Gesamteindruck ab. — Die kleineren Beiträge des Heftes behandeln einige aktuelle politische Probleme und Vorfälle dieser Woche.

*

Im Juni-Heft der Zeitschrift „Germanien — Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens" schreibt Prof. Hermann Wirth über „Ursprung und Sinn des Hakenkreuzes". Schon durch diese Arbeit, der fünf kulturgeschichtliche Abbildungen beigegeben sind, erhält das Heft seinen besonderen Wert. Gibt es doch heute keinen Forscher, der mit der gleichen Berechtigung über das deutsche Hoheitszeichen schreiben kann, wie Hermann Wirth. Nicht weniger wichtig ist der Beitrag von Dr. Max Wieser, „Das Brauchtum der Sonnenwendfeier", der gerade jetzt viele Leser interessieren dürfte. Von den übrigen Arbeiten können wir des knappen Raumes wegen nur die Titel nennen: Meier-Böke: Der Buntenberg bei Göstrup. Weigel: Das Moosholzmännchen von Königslutter. Dr. Huth: Der Zobtenberg als Vandalenheiligtum. Wilhelm Teudt: Die Osningmark als heiliger Erinnerungshain. Hingewiesen sei aber noch besonders auf ein Preisausschreiben. Es werden Bilder „Oberirdischer Denkmäler deutscher (germanischer) Vergangenheit" gesucht. Es kann sich jeder Liebhaber- und Berufsphotograph an diesem Preisausschreiben beteiligen, wertvolle Geld- und Bücherpreise locken zur Teilnahme. Die Bedingungen sind kostenlos vom Verlag K. F. Koehler, Abt. Germanien, Leipzig, Postfach 81, zu verlangen.

Das Volksbuch von der Rassenkunde.

Die Regierung Adolf Hitlers gründet sich auf den Rassengedanken. Der deutsche Volkskörper soll aus deutschen Menschen tüchtiger Rasse bestehen. Rassenpflege ist eine neue wichtige Staatsaufgabe geworden. Der Rassengedanke, der unseren Vorfahren bei der Begründung von Staaten und Städten eine Selbstverständlichkeit war, war im Zeitalter des Liberalismus und der Demokratie verschüttet worden, man behauptete doch die Gleichheit aller Menschen ohne Rücksicht auf Rasse und Erbtüchtigkeit. Für Deutschland hat vor allem der Jenaer Professor Hans F. K. Günther das Verdienst, den Rassengedanken wieder belebt zu haben. In zahlreichen Werken hat er Aussehen, Wesensart und Kulturbedeutung der einzelnen Rassen behandelt. Seine Bücher sind in etwa 80 000 Stück verbreitet, und doch kann man nicht behaupten, daß sie damit schon genügend bekannt seien. Deshalb ist es besonders zu begrüßen, daß Günther eben in J. F. Lehmanns Verlag, München, neben seiner Rassenkunde des deutschen Volkes eine billige „Kleine Rassenkunde des deutschen Volkes" herausbringt. (Geh. 2,25 RM., geb. 3,25 RM.) Es ist schon die vierte Auflage, das Buch hat sich also bewährt. Wir finden hier eine eingehende Beschreibung der in Deutschland vorkommenden sechs Hauptrassen, besonders anschaulich durch die zahlreichen Abbildungen, die die Darstellung begleiten. Die Wesensart der Rassen wird geschildert und die ausschlaggebende Bedeutung der nordischen Rasse für die kulturellen Leistungen unseres Volkes an Hand der geschichtlichen Tatsachen nachgewiesen. Andere Abschnitte befassen sich mit der Rassengeschichte von den Frühzeiten der Menschheit bis heute. Eingehende Darstellung finden die Gegenwartsfragen der Rassenpflege, der nordische Gedanke und die nordische Bewegung, die Ausmerzung der minderwertigen und die Förderung der wertvollen Erbanlagen. Der Standpunkt ist zielbewußt und sicher, dabei aber immer wissenschaftlich begründet, so daß das Buch gerade die Einführung in die gesamten Rassenfragen bildet, die der denkende Volksgenosse sucht. Auch hier ist doch gründliches Wissen von nöten. Das Buch eignet sich auch besonders als Grundlage für die Behandlung der Rassenfragen in der Schule, in den Wehrverbänden und politischen Bünden. Die Anschaffung kann unbedingt empfohlen werden, zumal der Preis durchaus zeitgemäß ist.

Esel als Vorname.

Daß ein Vater im Zorn seinen Sprößling mit „Esel" oder „dummer Esel" tituliert, soll häufig vorkommen, daß er ihm aber bei der Taufe den Namen des Grautiers gibt, wird man kaum für möglich halten. Und doch finde ich einmal „Esel" als Vornamen. Wer es nicht glauben will, der lese Karl Schmidt's Geschichte der Kirchen und milden Stiftungen der Stadt Stargard, Teil I, S. 299, nach. Dort wird neben einem Jorges Wilcke ein Asinus Hasecke im Jahre 1596 als Vorsteher des Jobst-Hospitals zu Stargard genannt. Asinus ist freilich lateinisch, aber „Esel" bedeutet es doch. Vielleicht hatte am Ende des 16. Jahrhunderts der Name des Tieres noch nicht den üblen Nebenbegriff, den wir ihm heute beilegen. Oder sollte ein Schreib- oder Druckfehler für den häufig vorkommenden Vornamen Asmus vorliegen?

O. K.